Luisa Weiss
My Berlin Kitchen

Luisa Weiss

My Berlin Kitchen

Eine Liebesgeschichte

Aus dem Englischen von
Andrea Stumpf und Gabriele Werbeck

LIMES

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
My Berlin Kitchen – A Love Story (with Recipes) bei Viking Penguin,
a member of Penguin Group (USA) Inc.

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright* für dieses Buch
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage
Copyright © Luisa Weiss, 2012
All rights reserved
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Limes Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8090-2599-3

www.limes-verlag.de

Für Max

The greatest thing you'll ever learn is just to
love and be loved in return.

– Eden Ahbez –

Inhalt

Einleitung: Eine merkwürdige kleine Insel 11

Teil 1 19
1. Ich will nie gehen 21
2. Sein Ein und Alles 26
3. Eine ferne Erinnerung 35
4. Ein unfairer Vorteil 41
5. Mein sizilianischer Onkel 51
6. Die Sache mit dem Frühstück 61
7. Kriseneintopf 67
8. Auf den ersten Blick 77
9. Noch nicht bereit 86

Teil 2 93
10. Hin und weg 95
11. The Wednesday Chef 105
12. Hinter der Tür 113
13. Ein geteiltes Herz 122
14. Alles, was man sich nur wünschen kann 129
15. Vier Tage Paris 140
16. Essen gegen ein gebrochenes Herz 154

Teil 3 159
17. Ein feierlicher Schwur 161
18. Jetzt glaube ich es 169

19. Spring, und unter dir spannt sich ein Netz 180
20. Ein Chor aus tausend Stimmen 189
21. Die großartigste Stadt der Welt 196

Teil 4 203
22. Nichts für schwache Nerven 205
23. Glanz und Glitzer 215
24. Festen Boden unter den Füßen 222
25. Bitteres Blattgemüse 234
26. Der Bann ist gebrochen 244
27. Unstillbare Sehnsucht 250
28. Das nächste Mal mache ich es richtig 257
29. Ich beschließe, mutig zu sein 268
30. Freunde und Nachbarn 276
31. Wir haben einen langen Weg hinter uns 286
32. So scharf, dass einem die Augen tränen 295
33. Welch ein Überfluss 301
34. Genau so, wie es sein sollte 307

Teil 5 313
35. Der glücklichste Mann auf der Welt 315
36. Thanksgiving in Berlin 321
37. Eine Art Offenbarung 329
38. Eine reiche Belohnung 340
39. Der perfekte Ort 348
40. Jede Seite an mir 357
41. Die glücklichste Frau auf der Welt 366

Verzeichnis der Rezepte 375
Danksagung 377

Einleitung
Eine merkwürdige kleine Insel

Ich habe als Teenager kochen gelernt, früher als die meisten anderen Leute, aber nicht so früh wie Maria, eine italienische Bäuerin aus dem Dorf, in dem meine Großeltern lebten. Sie war erst sieben Jahre alt, als man sie zum Arbeiten zu einer reichen Familie schickte, und sie musste sich auf einen Stuhl stellen, wenn sie den Nudelteig ausrollen wollte, weil sie noch nicht bis zur Tischplatte reichte. Mein Weg in die Küche war wesentlich leichter.

Vor dem Kochen kam bei mir das Backen. Meine Mutter, die lieber einmal in der Woche zum Zahnarzt gegangen wäre, als sich um das Abendessen zu kümmern, besaß ein altes Kochbuch mit einem Herz auf dem Rücken. Auf der ersten Seite war das gleiche Symbol noch einmal abgebildet, eingerahmt von den Worten: »Der Weg zum Herzen eines Mannes.« Davon verstand ich zwar noch nichts, aber *The Settlement Cook Book* mit seinem praktischen Titel und seinem Pioniergeist erinnerte mich an mein großes Vorbild Laura Ingalls Wilder, deren Bücher mich durch meine gesamte Kindheit begleitet hatten.

Ich las jeden Abend vor dem Schlafengehen in diesem Kochbuch, und auch tagsüber blätterte ich eifrig darin herum. Mit offenen Augen träumte ich von den Geburtstagstorten, die ich für jede meiner Freundinnen backen würde. Und dann machte ich mich in der Küche gespannt ans Werk und backte Apfelmuskuchen und Schokoladenkuchen, lernte, wie man in dem Simmertopf, in dem meine Mutter jeden Morgen die Milch für

ihren Kaffee warm machte, Schokolade und Butter schmolz und wie man Butter und Zucker schaumig schlug. Ich machte Schokoladenfudge und backte Shortbread, und ich versuchte mich sogar an Saltwater Taffy, bis sich meine Mutter eines Nachmittags in der Küche vor mir aufbaute und mir mit unmissverständlichen Worten erklärte, ich solle gefälligst damit aufhören.

Doch wie wohl jede Mutter weiß, ist es schwierig, ein Kind von einer Leidenschaft wieder abzubringen. Was mich betraf, waren Kochen und Backen bald das Einzige, was ich wirklich gern tat. Außer Kochbücher lesen natürlich. Es gab wenig, was mir so viel Spaß bereitete wie Stunden in der Küche zu verbringen, zuzusehen, wie sich wächsern aussehende Butter unter den Haken meines elektrischen Rührgeräts in einen cremigen hellgelben Schaum verwandelte, wie aus klebrig-schwerem Teig ein luftig-leichter Kuchen wurde oder wie sich Brotteig zu einer Halbkugel wölbte, glatt und ein kleines bisschen an altes Pergament erinnernd, so wie die Haut am Arm meiner Großmutter.

Zu meinem sechzehnten Geburtstag schenkte mir mein Vater eine Taschenbuchausgabe von Paula Pecks Backbuch *The Art of Fine Baking*, und ich trieb damit nicht nur meine Mutter zur Verzweiflung, sondern lernte auch, wie man Biskuit und mit rosa Zuckerguss überzogene Petits Fours, Blätterteigpasteten und Baiser herstellt. Und – was vielleicht noch wichtiger war – es ließ in mir die kühne Vorstellung reifen, dass die Verachtung, die meine Mutter meinen Leistungen in der Küche entgegenbrachte, vielleicht nicht von allen Leuten geteilt wurde.

Meine Begleiter beim Erwachsenwerden wurden ein Küchenmesser mit einer fünfzehn Zentimeter langen Klinge, ein dunkelgrün emaillierter gusseiserner Topf und die Erkenntnis, dass Kochen und Backen einem nicht nur ein Blech warmer Brownies oder eine nach *ragù* duftende Küche bescherten.

Wenn ich am Herd stand, beschwor ich in dem aus den Töpfen aufsteigenden Dampf die Menschen und die Orte herauf, die ich am meisten liebte. So wusste ich, als ich von einer seltenen chronischen Krankheit namens unstillbares Heimweh befallen wurde, dass ich in der Küche Linderung für mein Leiden finden würde.

Ich wurde 1977 in Berlin geboren, zu einer Zeit, als dieser Teil der Stadt noch Westberlin hieß. Damals trugen viele Hausfassaden noch die Narben von Granateinschlägen, und in der Luft hing der Geruch nach Kohle. Schulkinder in Westdeutschland verdrehten die Augen, wenn eine der obligatorischen Klassenfahrten nach Berlin angekündigt wurde. Für sie war die Stadt hässlich und lag weit weg, und die Anreise war mit einer langen Busfahrt durch das platte Ostdeutschland verbunden, vorbei an Kontrollstellen, an denen komisch sprechende Wachposten mit ernsten Gesichtern standen.

Mein Vater, ein Mathematiker aus Philadelphia, und meine Mutter, eine Übersetzerin aus Rom, hatten sich Anfang der Siebzigerjahre in Österreich bei einem deutschen Sprachkurs kennengelernt und ineinander verliebt und waren in der Zeit gemeinsam nach Berlin gezogen, als Nixon seine erste Amtszeit als US-Präsident angetreten hatte und in Westdeutschland alle über die Baader-Meinhof-Gruppe sprachen. Mein Vater wollte der Uni in Boston entfliehen und fand in Berlin eine befristete Stelle als Lehrer. Meine Mutter beschloss mitzukommen. Sie waren beide Anfang zwanzig und hatten Lust auf ein Abenteuer. Westberlin war damals eine merkwürdige kleine Insel, überall liefen amerikanische, französische und britische Soldaten herum, und die U-Bahnen waren voller Punks mit Stachelfrisuren. Am Leben erhalten wurde Westberlin von den Besatzungsmächten und von der westdeutschen Regierung, die Geld in die Stadt pumpte, damit sie ein lebendiges Bollwerk gegen die auf der anderen Seite lauernden Gefahren blieb.

Anfangs wohnten meine Eltern zur Untermiete in ruhigen Vierteln wie Neu-Westend und Schmargendorf, bei mürrischen Vermieterinnen in hellhörigen Wohnungen. Aus dem ursprünglich geplanten einen Jahr wurden rasch zwei, und zu guter Letzt beschlossen sie, ganz in Berlin zu bleiben. Mein Vater fand eine Stelle an der Freien Universität am Institut für Mathematik, meine Mutter arbeitete als Übersetzerin in dem Berliner Büro der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (der frühen Form dessen, was heute Europäische Union heißt), und sie zogen um in eine Wohnung in der Bamberger Straße in Wilmersdorf im Herzen Westberlins. An dem einen Ende der Straße standen eine kleine Trauerweide und eine Reihe Mietshäuser aus der Nachkriegszeit, und am anderen Ende stand das Haus, in dem sie wohnten, ein erbsengrünes Jahrhundertwendehaus mit einem marmorverkleideten Eingangsbereich, einem polierten Treppengeländer aus Holz und einem stillgelegten Aufzug. Die Wohnung meiner Eltern lag im dritten Stock. Sie hatte hohe Decken, einen fensterlosen Alkoven und eine Küche, von der man auf die Baumkronen sah. In dieser Ecke von Wilmersdorf, dem sogenannten Bayerischen Viertel, waren alle Straßen nach bayerischen Städten benannt. Vor dem Krieg hatten hier sehr viele Berliner Juden gewohnt, aber jetzt war fast keiner mehr von ihnen da.

Die meisten ihrer Bekannten, hauptsächlich mit Deutschen verheiratete Exilamerikaner, lernten meine Eltern bei Softballspielen und bei den regelmäßigen Treffen kennen, auf denen sie 1972 über den Wahlkampf von George McGovern diskutierten. Im Lauf der Zeit wurden Freundschaften daraus, und aus den anfangs ernsthaften politischen Diskussionsrunden wurden nachmittägliche Kaffeekränzchen mit Unmengen von Tee und selbst gebackenen Plätzchen – zur großen Enttäuschung des US-Militärs, das ihre Telefone angezapft hatte.

»Stell dir bloß mal vor, wie sich die Ärmsten gelangweilt haben müssen«, sagte meine Mutter lachend, »wenn sie sich

anhören mussten, wie ich Nonna Adele nach ihrem Rezept für Auberginen alla Parmigiana fragte oder mich mit Ann fürs Kino verabredete.« Ich fand die Geschichten, die meine Eltern über ihr Leben in Berlin erzählten, allerdings ganz und gar nicht langweilig. Sie ließen mich einen Blick in eine Welt werfen, die ich nicht kannte, eine Welt, in der sie noch zusammen gewesen waren. An Letzteres konnte ich mich nämlich nicht erinnern.

Nach der komplizierten ersten Schwangerschaft meiner Mutter, die nicht gut geendet hatte, kam ich zwei Wochen zu früh auf die Welt, mit weit aufgerissenen Augen und einem Schopf dunkler Haare, und wurde schnurstracks in einen Brutkasten verfrachtet. Der Arzt meiner Mutter war Dr. Erich Saling, Leiter der Abteilung Geburtsmedizin und Spezialist für Frühgeborene an der Frauenklinik Neukölln. Die Geschichte meiner Geburt ist untrennbar verbunden mit seinem Namen, den meine Mutter immer mit einer gewissen Ehrfurcht aussprach, so als habe er mir das Tor zur Welt der Lebenden geöffnet. Mein Vater dagegen erzählte immer gern, wie ich ihn aus dem Brutkasten heraus das erste Mal angesehen hatte, hellwach und dunkel behaart wie ein Äffchen zwischen all den blassen, haarlosen Geschöpfen, die in ihren Bettchen neben mir schliefen. Sonst hat er mir nicht viel über diesen Tag erzählt. Er hängt eben einfach an der Erinnerung an seine lebhaft strampelnde Tochter, die es kaum erwarten konnte, die Welt kennenzulernen. Meine Eltern gaben mir den Namen Luisa, zum einen nach der Großtante meiner Mutter, zum anderen deshalb, weil er in allen drei Sprachen, die sie miteinander teilten – Deutsch, Italienisch und Englisch –, identisch war.

Sämtlichen Berichten zufolge war ich ein pflegeleichtes Kind und schlief bereits nach sechs Wochen durch. Als meine Eltern einige Zeit nach meiner Geburt beide wieder zu arbeiten begannen, übernahm Joan Klakow, Exilamerikanerin mit drei Kindern und eine enge Freundin, die Rolle des Kindermädchens. Joanie, wie ich sie nannte, und ihr Mann Dietrich inte-

grierten mich mühelos in ihr Leben. Sie badeten mich in ihrem Waschbecken, ihre Kinder wiegten mich auf einem Sitzsack in den Armen, und sie nahmen mich mit zu einem Besuch bei Joanies Mutter in Puerto Rico. Ich mochte den Geruch nach Zimt und Wärme in ihrer Wohnung, fühlte mich wie ihr viertes Kind.

Doch selbst wenn man alles hat, was man sich nur wünschen kann – im Fall meiner Eltern ein lang ersehntes Kind, eine wunderbare Kinderbetreuung, einen freundlichen, fürsorglichen Freundeskreis, der wie eine Familie war, und auch sonst ein gutes Leben –, ist das manchmal nicht genug. Schon bald nach meiner Geburt begann es in ihrer Ehe zu kriseln. Als ich drei wurde, war es vorbei. Ich habe nicht sehr viele Erinnerungen an diese Zeit, in der die Ehe meiner Eltern in die Brüche ging. Ich hatte ja Joanie und Dietrich, bei denen ich mich sicher und geborgen fühlte und wo immer was los war. Außerdem war ich ja noch sehr klein.

Nachdem meine Mutter keinen Zweifel daran gelassen hatte, dass ihre Ehe nicht mehr zu retten war, beschloss mein Vater, mit Schnurrbart und gebrochenem Herzen in die USA zurückzukehren und mich mitzunehmen. Wir zogen also nach Brookline, einem Vorort von Boston mit schönen Parks und langen Reihen Backsteinhäusern, während meine Mutter in Berlin blieb, wo wir für kurze Zeit eine Familie gewesen waren. Obwohl ich alle Weihnachts- und Sommerferien bei ihr verbrachte und Jahre später nach Berlin zurückkehrte, habe ich diesen frühen Verlust nie ganz verwunden. Die Sehnsucht nach ihr und Berlin ließ mich nie los. Während ich meine Kindheit in Brookline verbrachte, dachte ich dauernd an die alten Berliner Wohnhäuser mit den heruntergekommenen Fassaden, die verwilderten Parks mit den sonnenverbrannten Wiesen, den Geruch von in Butter gedünsteten Zwiebeln, der um die Mittagszeit aus dem Küchenfenster einer Nachbarin wehte, die kopfsteingepflasterten Straßen, über die wir mit dem Auto hol-

perten. Mir gefiel die Vorstellung, dass wir auf unserer privaten kleinen Insel lebten, dass uns das Leben innerhalb der Mauer zu etwas Besonderem machte, von den anderen abhob. Und ich vermisste den Geruch meiner Mutter, ihre glatten Hände, ihre raschen Schritte auf dem Flur vor meinem Zimmer.

Meine Eltern, die sich geschworen hatten, dass ich immer an erster Stelle kommen würde, und die Scheidung so reibungslos wie möglich über die Bühne bringen wollten, hielten es für die beste Lösung, aus mir eine Reisende zwischen den Kontinenten zu machen, die zwischen der Schule in Boston und den Ferien in Berlin pendelte. Ich flog also über den Atlantik hin und her und musste lernen, mich gegen all die vielen Abschiede zu wappnen, sodass ich manchmal das Gefühl hatte, es würde mir die Brust eindrücken. Als ich zehn war und die Trennung nicht länger ertrug, zog ich wieder nach Berlin zu meiner Mutter. Nach Abschluss meiner Highschool kehrte ich dann nach Boston zurück, um dort aufs College zu gehen. Und jedes Mal, wenn ich ein Flugzeug bestieg, wurde mir schwer ums Herz, und ich fragte mich, ob es in meinem Leben von nun an immer so sein würde.

Als ich älter wurde und von Berlin nach Boston, von dort nach Paris und dann nach New York zog, stellte ich fest, dass Kochen das verlässlichste Mittel gegen Einsamkeit war. Meine Töpfe und Pfannen wurden zu meinen ständigen Begleitern, abgeschabte Kochlöffel und der matte Glanz am Boden meiner gusseisernen Töpfe verrieten, wie oft ich mich ihrer Hilfe bediente, um in meinen wechselnden Küchen den Geschmack der Heimat herbeizuzaubern. Kochen war einfach unglaublich wichtig: Es konnte zwar weder den Atlantik schrumpfen lassen noch die sechs Stunden Zeitunterschied aufheben, aber es ließ meine Welt ein bisschen kleiner erscheinen.

In der Küche konnte ich die gleiche Tomatensoße mit Karotten und Zwiebeln kochen, wie sie mein Vater so oft in unserer großen Brookliner Wohnung mit dem vollgestopften Winter-

garten und den leeren Zimmern gekocht hatte. Dort konnte ich bittere Schokolade in eine Schüssel mit Joghurt reiben, wie es meine Mutter sonntagmorgens in Berlin gemacht hatte, während ich in meinem Hochstuhl saß und den Kirchenglocken zuhörte und durch das offene Küchenfenster die Sonne hereinschien. Wenn ich Hühnerteile mit roten Paprika und Zwiebeln dünstete, wurde durch den Duft meine geliebte italienische Großmutter wieder zum Leben erweckt. Und ich lernte, Joanies Brotteig zu kneten, bis ich mir genauso stark und geschickt vorkam wie sie. Ich konnte meine geliebten Berliner Straßen nicht an einen weit entfernten Ort verlegen oder geliebte Menschen herbeizaubern, wenn ich sie brauchte, aber indem ich die Aromen Berlins und die Gerichte meiner Lieben zu mir holte, wurde die Küche meine Zufluchtsstätte, der Herd mein Anker.

Entfernungen haben keine Bedeutung, wenn es in deiner Küche wie zu Hause riecht.

Teil 1

1

Ich will nie gehen

Ich bin drei Jahre alt und sitze auf einem durch jahrelangen Gebrauch abgenutzten Holzstuhl neben der Küchentür. Vor mir steht ein kleiner Tisch, an den gerade mal drei Leute passen, darauf ein Stapel Zeitungen, Plätzchenformen, ein geflochtener Korb mit Stoffservietten und ein kleines Salzfässchen aus Porzellan. Meine Beine baumeln über die Stuhlkante, und mein Blick ist auf den Herd gerichtet.

Dort steht Joanie, meine Tagesmutter, und zerlässt Butter in einer Pfanne. Ihre langen lockigen Haare hat sie hochgesteckt. Ein paar einzelne Strähnen haben sich aus dem Knoten gelöst und fallen ihr ins Gesicht, und von der Hitze des Herds hat sie ganz rote Wangen. In ihrer Küche riecht es wie immer nach Zitronenschale und feuchtem Holz, nach warmem Zimt und Anis und ein wenig nussig. In den Regalen steht blau-weißes Geschirr, auf Schränken und Fensterbrettern machen sich Krüge und Schüsseln und Teekannen gegenseitig den Platz streitig.

An der Pinnwand über meinem Kopf hängen Fotos von Joanies Kindern – Nina, Nikolas und Kim – und mir. Auf einem der Fotos hocke ich im Zimmer von Kim und Nikolas in einem Zelt aus Betttüchern, an den Füßen pelzgefütterte Hausschuhe, die ich von einem der älteren Kinder geerbt habe. Kim steht irgendwo außerhalb des Bilds und hat gerade etwas gesagt oder getan, worüber ich so lachen muss, dass ich Bauchweh bekomme. Er ist sechs Jahre älter als ich und so etwas wie ein großer Bruder für mich.

Eigentlich bin ich alt genug, um allein zu essen, aber wenn Kim mittags aus der Schule kommt, füttert er mich und macht jedes Mal, wenn er mir die Gabel in den Mund schiebt, die Geräusche eines Flugzeugs nach. Nach dem Essen bauen wir in seinem Zimmer Landschaften aus Betttüchern und Kissen, und ich lasse mich mit Wonne so lange kitzeln, bis ich nach Luft japsen muss.

Joanie ist in Washington, D.C., und in New York in einer riesigen Wohnung am Riverside Drive aufgewachsen und als junge Frau nach Berlin gekommen, um Kunst zu studieren. Hier hat sie sich in einen bärtigen jungen Bildhauer namens Dietrich verliebt und ihn schließlich geheiratet. Sie kann großartig mit Kindern umgehen und weiß genau, wie sie es anstellen muss, dass sie ihr mit Haut und Haaren verfallen. In meinen Augen ist Joanie eine Göttin. Sie kann einfach alles.

Sie macht Büsten, von dem Dienstmädchen aus ihrer Kindheit in Washington, das lachend den Kopf in den Nacken wirft, von ihrer ostdeutschen Schwiegermutter, von mir – mit ernstem Gesicht und Mittelscheitel – und gießt sie in Bronze, die bei Kerzenlicht sanft schimmert. Sie macht Stoffpuppen mit langen Zöpfen, weichen Gliedmaßen und aufgestickten Gesichtern. Aus Stoffresten und Bändern näht sie winzige Puppenröcke und -hemden und -kleider. Sie kann Brot und Apfelstrudel backen. Sie kennt die Texte von Folksongs und Protestliedern, und wenn sie singt, trifft mich ihre hohe klare Stimme mitten ins Herz. Joanie ist Liebe pur. Sie ist Liebe, Sicherheit und Geborgenheit. Manchmal habe ich das Gefühl, dass sie der Mittelpunkt meiner Welt ist.

Während die Butter in der Pfanne schmilzt, wackle ich voller Vorfreude mit den Füßen. Jetzt wandert ein schaumig geschlagenes Ei in die Pfanne, und während es am Rand fest zu werden beginnt, unterhält sich Joanie mit mir. »Ome-lett-e mit Kon-fi-türe!«, trällert sie, und ich singe ihr nach: »Kon-fi-türe!« Der hellgelbe Eischaum geht auf wie eine luftige kleine Wolke.

Geschickt wendet Joanie das Omelette, und als es fertig ist, lässt sie das flaumige Gebilde auf einen Teller gleiten, streicht Himbeermarmelade darauf, rollt es zusammen und bestäubt es zum Schluss noch mit Puderzucker. Ich finde diese Mischung aus kühler, säuerlicher Marmelade und heißem Omelette in meinem Mund einfach wunderbar.

Nach dem Essen ist es Zeit für ein Mittagsschläfchen in Joanies und Dietrichs Schlafzimmer im hinteren Teil der Wohnung, am Ende eines langen, von Bücherregalen gesäumten Flurs, der von einer Lampe in Form einer riesigen Glühbirne beleuchtet wird. Das Rauschen des Verkehrs auf dem Hindenburgdamm vermischt sich mit dem Vogelgezwitscher und den Stimmen der Nachbarn im Hof. Die Wecker auf den beiden Nachttischchen wiegen mich mit ihrem lauten Ticken in den Schlaf, mein Herz schlägt dazu wie ein Metronom den Takt.

Wenn ihr Arbeitstag zu Ende ist, steht meine Mutter – mit Kurzhaarfrisur und nach Eau Sauvage duftend – vor Joanies Wohnungstür. Sie kommt herein, trinkt vielleicht eine Tasse Tee, bevor sie mir auf Italienisch sagt, ich solle meine Schuhe anziehen, und Joanie wiederholt dann jedes Mal laut lachend ihre Worte. Meine Mutter und ich sprechen Italienisch miteinander, aber mit Joanie spreche ich Englisch. Das sind die beiden Sprachen der Heimat für mich: die Sprache meiner Mutter und die meines Vaters. Und die Leute draußen sprechen außerdem noch Deutsch.

Ich bin alt genug, um mir meine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen, wenn meine Mutter erklärt, es sei Zeit, nach Hause zu gehen, aber lieber würde ich in Joanies Wohnung bleiben, in der es immer so gut riecht und wo Kitzelattacken und Kissenburgen auf mich warten, wo wir uns *Das Dschungelbuch* auf Platte anhören und Joanie uns Geschichten von Rudyard Kipling vorliest, und wenn sie sich über irgendetwas, was ich gemacht oder gesagt habe, amüsiert, dann dringt ihr Lachen durch die ganze Wohnung. Zu Hause ist das Leben

ruhiger und einsamer, über allem liegt eine Traurigkeit, die ich noch nicht verstehe.

Aber meine Mutter sagt nun mal, es sei Zeit, nach Hause zu gehen, und ich bin ein folgsames Kind. Also ziehe ich meine Schuhe an, verabschiede mich von Joanie, gehe die zwei Treppen hinunter, wo auf einer der Stufen immer ein Schild mit der Aufschrift »Vorsicht! Frisch gebohnert!« vor einer Rutschgefahr warnt – obwohl ich noch nie gesehen habe, dass jemand die Böden bohnert –, und dann fahren meine Mutter und ich nach Hause.

Es ist Anfang der 1980er-Jahre. Reagan ist Präsident der Vereinigten Staaten, die Roten Brigaden terrorisieren Italien, und die frühere Hauptstadt Deutschlands ist von einer Mauer umgeben, die unter dem Vorwand erbaut wurde, die Ostdeutschen vor den heimtückischen Mächten des Kapitalismus zu schützen, in Wahrheit aber verhindern soll, dass die Menschen in die Welt hinausziehen. Und in Westberlin, in einer Wohnung im dritten Stock eines alten Hauses in einem ruhigen, grünen Viertel, das nach der fast vollständigen Zerstörung durch die Bombenangriffe der Alliierten in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs wiederaufgebaut worden war, liege ich in meinem viel zu großen Zimmer, kann nicht einschlafen und sehne mich nach Joanies gemütlicher, gut riechender Küche.

Omelette mit Konfitüre

1 Portion

Die Kombination aus Ei und Konfitüre mag ungewöhnlich erscheinen, aber das schaumige Omelette und die süß-säuerliche Frucht schmecken einfach köstlich zusammen. Es ist eine leckere Zwischenmahlzeit für ein Kind oder ein leichtes Früh-

stück für einen Erwachsenen mit einer Vorliebe für Süßes. Am besten eignen sich dafür Konfitüren mit einem säuerlichen Geschmack: Ich mag schwarze oder rote Johannisbeere. Und verzichten Sie nicht auf den Puderzucker obendrauf. Er sorgt für kleine Explosionen auf Ihrer Zunge, die bei diesem Omelette das Tüpfelchen auf dem i sind.

1 großes Ei
1 Esslöffel Milch
1 Prise Salz
1 Teelöffel Butter
1 bis 2 Esslöffel Konfitüre aus schwarzen oder roten Johannisbeeren
Puderzucker zur Verzierung

1. Eiweiß und Eigelb trennen. Das Eigelb mit der Milch in einer kleinen Schüssel verquirlen. Eiweiß mit einer Prise Salz in einer fettfreien zweiten Schüssel steif schlagen. Vorsichtig unter das Eigelb heben.

2. Die Butter in einer beschichteten Pfanne bei mittlerer Hitze zerlassen. Eimasse in die Pfanne gießen und 3 Minuten stocken lassen, bis der Rand fest ist, die Hitze gegebenenfalls reduzieren, damit das Omelette nicht zu dunkel wird. Die Pfanne leicht schütteln, damit sich das Omelette löst, in der Luft wenden und weitere drei Minuten von der anderen Seite backen. Dieses Art des Wendens erfordert etwas Übung, es ist allerdings keine Schande, wenn Sie einen Teller zu Hilfe nehmen, statt das Omelette in die Luft zu werfen.

3. Das fertige Omelette auf einen Teller gleiten lassen. In der Mitte mit Konfitüre bestreichen und aufrollen – dabei leistet ein Pfannenheber nützliche Dienste. Das Omelette mit Puderzucker bestäuben und sofort servieren.

2

Sein Ein und Alles

Mit Erinnerungen ist das so eine Sache. Manche Leute behaupten, sie hätten überhaupt keine Erinnerungen an die Zeit, bevor sie zehn waren, andere haben lediglich verschwommene Erinnerungen an ihre Kindheit. Ich dagegen kann mich an vieles aus meiner Kindheit ganz deutlich erinnern, beispielsweise an das rosafarbene Kleid, das ich von meiner Großmutter Ann bekam, als ich drei oder vier war. Noch heute sehe ich jede einzelne der auf dem gesmokten Oberteil aufgenähten winzigen Satinrosen vor mir, und ich weiß noch genau, wie der Stoff auf meiner Haut kratzte, als ich im makellosen Fünfzigerjahrehaus meiner amerikanischen Großeltern auf einem Teppich stand und das Kleid zum ersten Mal anprobierte. Ich kann mich auch daran erinnern, wie ich in meinem Berliner Kinderzimmer in der Dämmerung auf dem Wickeltisch neben dem Fenster lag und sich die bedruckten Vorhänge in einem kühlen Lüftchen bauschten, während meine Mutter mir die Windeln wechselte, dabei sang und mir einen zärtlichen Klaps auf den Bauch gab.

Ich erinnere mich an die Farbe des Teppichs in der ersten Wohnung, die mein Vater nach unserem Umzug nach Boston für uns mietete, daran, dass der Toaster in der Küche regelmäßig den Feueralarm auslöste, und an das freundliche Gesicht von Mrs. McCurdy, einer älteren Frau, die mein Vater gelegentlich als Babysitter für mich engagierte. Sogar daran, wie weh es tat, als ich eines Abends vor dem Zubettgehen in der rosa Badewanne ausrutschte und hinfiel. Ich schlug mir das Kinn

am Wannenrand an und brachte vor Schmerz keinen Ton heraus. An den Flug, mit dem mein Vater und ich Berlin für immer verließen, habe ich dagegen nicht die geringste Erinnerung.

Nach einem Jahr in Boston fand mein Vater eine Wohnung für uns in Brookline, die im dritten Stock eines hübschen Backsteinhauses in der Claflin Road lag. Eine geräumige Wohnung, viel zu groß für zwei Personen, von denen eine gerade erst in den Kindergarten kam. Vermutlich mietete mein Vater sie in der Hoffnung, dass wir nicht meine gesamte Kindheit hindurch zu zweit bleiben würden. In einem der Zimmer standen nur der Schreibtisch meines Vaters und ein Holzstuhl, und in einem anderen nichts außer einem Klavier und einem Schemel. Mein Vater spielte gern Mozarts »Rondo alla Turca«, und später hämmerte ich während einer kurzen Phase des Klavierunterrichts regelmäßig »Heart and Soul« in die Tasten und freute mich darüber, wie sie unter meinen Fingern klackten. Die übrige Zeit stand das Klavier unbenutzt herum.

Mein Zimmer war klein und gemütlich und hatte genau die richtige Größe – eine wahre Wohltat nach dem riesigen Zimmer in Berlin, in dem ich mir immer ein bisschen verloren vorgekommen war. In einer Ecke stand eine hübsche bemalte Kommode, die mein Vater in einem Trödelladen erstanden hatte, und die andere Ecke war wie geschaffen dafür, meine Puppen, Teddybären und den grinsenden bärtigen Nussknacker auf einem kleinen Teppich aufzureihen. Gemeinsam suchten wir die schweren Stoffvorhänge aus, die mit einem Muster aus Peter Rabbit und Karotten bedruckt waren.

Trotz alledem vermisste ich die Wohnung in der Bamberger Straße und das Knarren des losen Dielenbretts im Flur, wenn jemand durch die Wohnungstür trat. Ich vermisste meine Mutter und ihr frisches Parfum, ihre sanfte Stimme und die Art, wie sie mich anlächelte. Ich vermisste meinen Schutzengel Joanie und das schöne Gefühl, von ihr in die Arme genommen zu werden.

Aber selbst damals war mir schon klar, dass ich nicht zu viel über all das, was ich vermisste, reden sollte. Ich wusste, dass mein Vater in einer Situation, die ihn sicher nicht besonders glücklich machte, sein Bestes gab. Ich fand, dass ich ihm helfen musste. Für einen Mann Anfang dreißig war es bestimmt nicht einfach, allein an einem Ort zu leben, von dem er glaubte, er habe ihn hinter sich gelassen, und mehr oder weniger auf sich gestellt seine Tochter großzuziehen. Wahrscheinlich war es gar nicht zu vermeiden, dass er mich manchmal so behandelte, als wäre ich älter oder verständiger, als ich es tatsächlich war, und er schaffte es auch nicht immer, sein Unglück vor mir zu verbergen. Also musste ich mich zusammenreißen.

Schon bald entwickelten wir eine gewisse Routine. Mein Vater, in Tweedsakko und Krawatte, fuhr jeden Morgen zur Tufts University, wo er Professor für Mathematik war, und lieferte mich im Uni-Kindergarten ab, wo ich mittags ein Schläfchen unter einer kratzenden blauen Wolldecke hielt, die er aus seiner Pfadfinderzeit gerettet hatte und auf der noch in weißen Buchstaben »Weiss« zu lesen war. Beim Einschlafen stellte ich mir meinen Vater immer als kleinen Jungen vor, wie er irgendwo gezeltet hatte, obwohl es die Möglichkeiten meiner Fantasie überstieg, mir vorzustellen, wie er ohne Schnurrbart und Tweedsakko ausgesehen haben mochte.

Am späten Nachmittag nach der Arbeit holte er mich ab, und wir fuhren nach Hause, wo er uns Abendessen machte, und anschließend kuschelten wir uns in einer Ecke des hellen Stoffsofas im Wohnzimmer aneinander – ich mit meinem geliebten braunen Teddy im Arm, den ich einmal von der Zahnfee bekommen hatte, und er mit einem Buch in der Hand, aus dem er mir ein paar Kapitel vorlas. Dann brachte er mich ins Bett und sang mir zum Einschlafen ein Lied vor. So sah unser gemeinsames Leben aus, Tag für Tag.

Als ich selbst lesen lernte und anfing, ihm beim Vorlesen immer ein paar Zeilen voraus zu sein, reagierte er verärgert.

Und obwohl ich es kaum abwarten konnte, immer schneller und noch schneller zu lesen – es gab so viele Bücher, die auf mich warteten –, wollte ich nicht, dass unsere gemeinsamen Abende auf dem Sofa ein Ende hatten. Deshalb ließ ich ihn auch dann noch laut vorlesen, als ich längst selbst gut lesen konnte, und las stumm mit. Damit er sich nicht überflüssig vorkam.

Wenn man ein Einzelkind ist und von einem Mathematiker großgezogen wird, der in Gedanken ständig bei all den leeren Seiten ist, die mit Formeln und Entwürfen zu mathematischen Modellen gefüllt werden müssen, mit algebraischen Gleichungen und anderen unverständlichen Dingen, bieten sich Bücher als Zuflucht geradezu an. Für mich gab es jedenfalls nichts Besseres. Wir besaßen nur einen kleinen Schwarzweißfernseher, der im Besenschrank verstaut war und nur zu den seltenen Gelegenheiten hervorgeholt wurde, wenn mein Vater einen Babysitter engagierte. Es lenkte mich also nichts von den in meinen Büchern beschriebenen Welten ab, von Narnia bis zu den Wäldern von Wisconsin, von einer kleinen Stadt in Schweden bis zur roten Erde von Prince Edward Island. Für mich gab es nichts Wichtigeres als meine Bücher. Als schüchternes, ein bisschen merkwürdig angezogenes Kind (kurze Haare, graue Flanellkleider, karierte Blusen, blaue Wildlederschuhe – Erwachsene fanden das wahrscheinlich niedlich, aber im Massachusetts der frühen 1980er-Jahre war es einfach nur schräg) – hatte ich nicht viele Spielkameraden, die es mit meinen Büchern hätten aufnehmen können. Außerdem war ich ihrer Meinung nach ohnehin dauernd weg und hing irgendwo zwischen Berlin und Boston in der Luft.

Statt mich in meiner eigenen Welt fehl am Platz zu fühlen, flüchtete ich mich also in die zerklüfteten Hügel Englands, ins Geäst eines Zauberbaums und an die graugrünen Ufer des gewaltigen Limpopo und ließ meinen vielbeschäftigten Vater, meine Einsamkeit, meine Sehnsucht nach meiner Mutter und

nach Berlin zurück. Ich verschlang jedes Buch, das mir in die Hände fiel. Ich genoss das Gefühl, wie es mich langsam aus meinem Zimmer in eine andere Welt zog. Jedes Mal aufs Neue.

Mein Vater förderte meine Leidenschaft fürs Lesen. Jede Woche gingen wir in die Bibliothek, wo er sich ernst von mir verabschiedete, bevor ich in die Kinderabteilung rannte, zitternd vor Aufregung, weil ich nicht wusste, wo ich anfangen sollte, und wir kauften stapelweise Bücher in dem Kinderbuchladen in unserem Viertel, wo ich Stunden damit zubrachte, in den mit grauem Teppichboden ausgelegten Gängen hin und her zu laufen und mit dem Finger über die Buchrücken zu fahren. Wenn mein Vater mich zu einer Einladung mitnahm, wo es keine anderen Kinder gab, mit denen ich hätte spielen können, erlaubte er mir immer, mich nach dem Essen unter den Tisch zu verdrücken und zu lesen.

Als ich älter war, unternahm er literarische Reisen mit mir. Wir fuhren in den Mittleren Westen, um uns Laura Ingalls Wilders Blockhütte anzusehen, und ich war überrascht, wie klein und leer sie war: In meiner Vorstellung war sie immer das gemütliche, von Leben erfüllte Heim einer glücklichen Familie mit vielen Tierfellen und Öllampen und einem Schlafboden gewesen. Wir fuhren nach Prince Edwards Island, um Green Gables zu besichtigen und über die rote Erde zu laufen, die Anne Shirley so geliebt hatte. Wir fuhren nach Fruitlands, um zu sehen, wo Louisa May Alcott gelebt hatte, und, nachdem ich ein Buch über ein kleines Pilgermädchen gelesen hatte, zur Plimoth Plantation, auf der Schauspieler in historischen Kostümen herumliefen. Mich interessierte natürlich brennend die Frage, ob sie auch Kinder engagierten. Meine Welt damals war eine seltsame Mischung aus literarischer Zuflucht und der Einsamkeit eines Einzelkindes.

Was das Abendessen anging, hatten mein Vater und ich für jeden Tag der Woche ein kleines Ritual. Montags gab es immer etwas vom Chinesen. Wir riefen im Golden Temple in der

Beacon Street an und bestellten Moo Goo Gai Pan und Reis zum Mitnehmen. Kurz darauf holten wir unser Essen in einer weißen Schachtel ab, und ich warf unterwegs jedes Mal sehnsüchtige Blicke in die Eisdiele an der Ecke, die wir viel zu selten besuchten. Den Dienstag mochte ich am liebsten, da gab es Baked Beans und Brokkoli. Mein Vater öffnete eine Dose Baked Beans, kochte Brokkoli, träufelte Olivenöl und Zitronensaft darüber, und dann aßen wir beides zusammen. Es gefiel mir, wie die süßsauren Bohnen an meinen Zähnen kleben blieben. Und einmal in der Woche gingen wir in eine Pizzeria, in der eine Jukebox stand. Während wir auf unser Essen warteten, durfte ich einen Song aussuchen. Als ich erst einmal herausgefunden hatte, dass ich meinen für gewöhnlich ziemlich ernsten Vater dazu bringen konnte, bei »Beat It« von Michael Jackson (und später »Eat It« von »Weird Al« Yankovic) mitzusingen, ließ ich nur noch das laufen. Wir setzten uns ans Fenster, aßen Käsepizza und unterhielten uns.

Einmal in der Woche taute mein Vater eine Packung tiefgefrorenen Rosenkohl auf, dünstete ihn so lange, bis er seinen Widerstand aufgab und blassgrün wurde, und gab einen Klecks Butter darauf. Beim Rosenkohl hatten wir eine besondere Vereinbarung: Er nahm zuerst sich selbst davon, und dann legte er vier Röschen auf meinen Teller, zwei kleine und zwei große. Ich musste sie essen, auch wenn sie mir nicht schmeckten. Die Dinger waren bitter und matschig und sahen aus wie kleine Kohlköpfe, womit sie sich bei mir nicht gerade beliebter machten. Aber wir hatten nun einmal diese Vereinbarung getroffen, und ich fand, dass ich mich daran halten musste. Also würgte ich den Rosenkohl Woche für Woche hinunter. Und ob Sie es glauben oder nicht – eines Tages, als ich schon längst erwachsen war, stellte ich fest, dass er mir tatsächlich schmeckte.

Aber das Beste von allem war die Tomatensoße, die mein Vater nach einem Familienrezept für uns kochte. Er behauptete, er habe es von Ninì, meiner Großmutter mütterlicherseits,

LIMES

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Luisa Weiss

My Berlin Kitchen
Eine Liebesgeschichte

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8090-2599-3

Limes

Erscheinungstermin: November 2013

Eine Frau, ihre Stadt und ein Rezept für die Liebe

Als sie sich ins Kochen verliebte, war Luisa Weiss noch ein junges Mädchen. Der Tochter einer Italienerin und eines Amerikaners, geboren in Berlin, aufgewachsen in Boston, fiel es stets schwer, sich an einem Ort wirklich zugehörig zu fühlen, doch in der Küche wirkten ihre Sorgen kleiner. Die Suche nach ihren Wurzeln führte Luisa nach Paris (wo sie ihrer großen Liebe Max begegnete), nach New York (was die Beziehung zu Max beendete) – und immer wieder nach Berlin, denn die Sehnsucht nach dem Zuhause ihrer Kindheit ließ sie niemals los. Nach einer weiteren schmerzlichen Trennung wagte sie den Sprung ins Ungewisse und zog von New York in die deutsche Hauptstadt – um sich selbst zu finden und endlich auch die wahre Liebe ...

Der Titel im Katalog